

Albert Salomon Werke 1

Albert Salomon Werke

Band 1:
Biographische Materialien
und Schriften 1921 – 1933

Herausgegeben von
Peter Gostmann und
Gerhard Wagner

unter Mitarbeit von
Claudius Härpfer und
Karin Ikas



VS VERLAG FÜR SOZIALWISSENSCHAFTEN

Bibliografische Information Der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der Friedrich-Ebert-Stiftung.

1. Auflage 2008

Alle Rechte vorbehalten

© VS Verlag für Sozialwissenschaften | GWV Fachverlage GmbH, Wiesbaden 2008

Lektorat: Monika Mülhausen

Der VS Verlag für Sozialwissenschaften ist ein Unternehmen von Springer Science+Business Media.
www.vs-verlag.de



Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Umschlaggestaltung: KünkelLopka Medienentwicklung, Heidelberg

Satz: Anke Vogel

Druck und buchbinderische Verarbeitung: Krips b.v., Meppel

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in the Netherlands

ISBN 978-3-531-15483-1

Inhaltsverzeichnis

Peter Gostmann, Claudius Härpfer, Karin Ikas und Gerhard Wagner
Zur Edition der Werke Albert Salomons..... 7

Biographische Materialien

Albert Salomon
Im Schatten einer endlosen großen Zeit 13

Hannah Salomon-Janovski
Das Leben mit meinem Vater 31

Carl Mayer
In memoriam Albert Salomon (1891-1966) 59

Schriften 1921 bis 1933

Norman Birnbaum
Vorwort: Albert Salomon – Zeuge und Beispiel..... 75

Der Freundschaftskult des 18. Jahrhunderts in Deutschland..... 81

Max Weber 135

Zur Soziologie des Geniebegriffs 157

Bürgerlicher und kapitalistischer Geist 167

Über alte und neue Diplomatie 175

Die geistige Gestalt des marxistischen Arbeiters 183

Innenpolitische Bildung.....	191
Problematik der deutschen Bildung.....	205
Goethe.....	215
Zur Idee der Nation.....	243
Personenregister.....	253

Zur Edition der Werke Albert Salomons

Peter Gostmann, Claudius Härpfer, Karin Ikas und Gerhard Wagner

Leben und Werk – ein Überblick

Albert Salomon wurde am 8. Dezember 1891 in Berlin geboren. Er starb am 18. Dezember 1966 in New York. Im Jahr 1935, also ziemlich genau in der Mitte seines Lebens, musste er, um es zu retten, wie viele andere deutsch-jüdische Intellektuelle emigrieren. Die Form, die er seinem geretteten Leben gab, hatte er in seiner Dissertation von 1921 selbst beschrieben. Nicht dass sie ihm Programm gewesen wäre. Doch nachdem er bereits Erfahrungen mit zwei anderen Lebensformen – der *vita contemplativa* und der *vita activa* – gemacht hatte, schien ihm sein Leben in der Emigration offenbar nur als ein *humanistisches* führbar. Das sollte sich auch inhaltlich geltend machen. Sein Denken kreiste von nun an um den Humanismus als der letzten Bastion intellektueller Rechtschaffenheit in einer Zeit des Totalitarismus.

Aus einer wohlhabenden westjüdischen Bürgerfamilie stammend, studierte Salomon an der Berliner Universität Kunstgeschichte bei Heinrich Wölfflin, Religionsgeschichte bei Adolf von Harnack und hörte bei dem Philosophen und Soziologen Georg Simmel, der nicht nur als Lehrer einen nachhaltigen Eindruck hinterließ. In seiner 1914 begonnenen, nach dem Ersten Weltkrieg unvollendet abgeschlossenen soziologischen Dissertation benutzte er Simmels Begriff der Lebensform, um die Rokokofreundschaften des 18. Jahrhunderts zu analysieren. Dabei befasste er sich auch mit dem Humanismus, den er als eine Lebensform konzipierte, die sich sowohl von der Kontemplation als auch von der Aktion unterscheidet. Im Extremfall werden die Dinge der Welt *dort* überhaupt nicht ergriffen, während sie *hier* restlos überwältigt werden. Beides kann durchaus im Dienst einer Sache geschehen, der Hingabe an ein Werk oder an eine Utopie: „Die Problematik des Humanismus besteht aber gerade in dem Spielen zwischen den beiden Formen des Lebens und der Bildung.“ Zwischen beiden Formen hin und her wechselnd, werden nun Objekte der Bildung zum „primären Lebensstoff“, so dass das Leben „immer mit historischen Inhalten erfüllt, erlebt und gelebt“ wird. Die Bildung ist das Medium, das den Humanisten die Dinge der Welt „verhüllt und verklärt als Gestaltungen der in ihm lebenden Vergangenheit“ sehen lässt: „Hier stehen Bücher und Pergamente vor der Seele wie ein Schutz-

wall, an dem das herandrängende Leben sich bricht, und ihr Inhalt bestimmt die Erlebnisfähigkeit und die inhaltliche Erfüllung der Ausdrucksformen, deren sich die Humanisten bedienen.“¹

Salomon führte zunächst ein recht kontemplatives Leben. Er setzte sein Studium in Freiburg bei dem Philosophen Heinrich Rickert und dann in Heidelberg bei dem Philologen Friedrich Gundolf fort. Dort kam er mit vielen Angehörigen des intellektuellen Milieus in Kontakt, von denen Karl Mannheim und Hans Staudinger seine Freunde wurden. Er traf sich mit Ernst Bloch, Siegfried Kracauer und Georg Lukács, verkehrte im George-Kreis und war zum sonntäglichen Tee bei Marianne und Max Weber, dessen tragische Größe aus seiner unfreiwilligen – letztlich körperlich bedingten – *vita contemplativa* resultierte, die ihn trotz seiner politischen Ambitionen und seines damit gelegentlich verbundenen Aktionismus rein der Sache der Wissenschaft dienen ließ. Während Weber, kurzfristig Disziplinaroffizier des lokalen Lazarettwesens, den Ersten Weltkrieg als nicht teilnehmender Beobachter erlebte, rückte Salomon ein, blieb wegen mangelnder Tauglichkeit jedoch weitgehend in der Etappe. Nach dem Krieg wurde er 1921 in Heidelberg von Rickert, den man als Nachfolger Wilhelm Windelbands berufen hatte, dem Staatsrechtler Gerhard Anschütz, dem Historiker Eberhard Gothein und dem Soziologen Emil Lederer mit der Dissertation über den Freundschaftskult promoviert.

Dem folgte die Rückkehr in die Hauptstadt. Salomon machte eine Banklehre und arbeitete im Lederimportgeschäft seines Vaters, was ihm eine aktivere Lebensführung abverlangte, ihn aber unbefriedigt ließ, so dass er sich wieder der Soziologie zuwandte. Die Veröffentlichung von Marianne Webers Biographie *Max Weber* 1926 fiel in dasselbe Jahr, in dem er seinen ersten, gleichfalls Max Weber gewidmeten Artikel publizierte, bemerkenswerterweise in der Zeitschrift *Die Gesellschaft. Internationale Revue für Sozialismus und Politik* des SPD-Theoretikers Rudolf Hilferding.² Über Lederer war Salomon mit dem sozialdemokratischen Milieu in Kontakt bekommen, insbesondere mit Hilferding, dessen tragische Größe aus seiner unfreiwilligen – letztlich milieubedingten – *vita activa* resultierte, die ihn trotz seiner wissenschaftlichen Ambitionen und publizistischen Tätigkeiten rein der Sache der Politik dienen ließ. Noch im selben Jahr holte Ministerialrat Hans Simons Salomon als Dozent an die im Zuge der Volksbildungsbewegung 1920 eingerichtete Deutsche Hochschule für Politik. Nach Hilferdings Berufung zum Finanzminister des Kabinetts Müller bekam Salomon 1928 zusätzlich die redaktionelle Verantwortung der Zeitschrift übertragen, was ihm vollends eine aktive Lebensführung abverlangte, die er auch publizistisch in

1 Albert Salomon, „Der Freundschaftskult des 18. Jahrhunderts in Deutschland“, S. 81-133 in diesem Band, hier S. 107-108.

2 Albert Salomon, „Max Weber“, S. 135-156 in diesem Band.

den Dienst dieser politischen Bewegung stellte.³ Er gab der Zeitschrift ein völlig neues Gesicht, indem er junge Autorinnen und Autoren wie Hannah Arendt, Walter Benjamin, Arnold Brecht, Theodor Geiger, Hajo Holborn, Eckart Kehr, Herbert Marcuse, etc. rekrutierte, um die marxistische Orthodoxie zu überwinden. 1931 erhielt Salomon auf Betreiben Staudingers, der eine Karriere als politischer Beamter gemacht hatte, einen Ruf als Honorarprofessor für Soziologie an das neu gegründete Berufspädagogische Institut in Köln, das durch Fortbildung der Berufsschullehrer den Einfluss des Nationalsozialismus auf die Jugend eindämmen sollte.

Kurz darauf erkrankte Salomon an Polio, was zu einer lebenslangen Behinderung führte. Seit seiner Kindheit wiederholt mit dem Antisemitismus konfrontiert, wurde er durch das Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums in Deutschland 1933 seines Amtes enthoben. Dank der Hilfe von Lederer und Mannheim gab ihm Alvin Johnson eine Professorenstelle an der *New School for Social Research* in New York. Mit seiner Frau, der jüdischen Ärztin Anna Lobenberg, die er durch eine Erkrankung kennengelernt hatte, und seiner einjährigen Tochter Hannah verließ er im Januar 1935 Deutschland, das er nie wieder betrat.

Nach diesem Bruch führte er sein Leben als Humanist. In der Schicksalsgemeinschaft der *University in Exile* der *New School for Social Research* lebend, dem *American way of life*, den er sich mit Hilfe von Tocqueville erschloss, jedoch durchaus zugetan, umgab er seine Seele mit einem dichten Schutzwall an Büchern, an denen sich das herandrängende Leben brechen konnte, nicht zuletzt die Nachricht über seine in den Konzentrationslagern ermordeten Familienangehörigen. Seine klassische Bildung, die er nunmehr vervollkommnete, ließ ihn die Dinge der Welt verhüllt und verklärt als Gestaltungen der in ihm lebenden Vergangenheit sehen. Dies implizierte keinen Realitätsverlust, sondern war nur eine andere, an Simmel gebildete Art der Weltanschauung. Simmel zufolge sieht man einen Anderen nicht rein empirisch in seiner Individualität; vielmehr wird er „wie durch einen Schleier erblickt. Dieser freilich verhüllt nicht einfach die Eigenart der Persönlichkeit, aber er gibt ihr [...] eine neue Form. Wir sehen den Anderen nicht schlechthin als Individuum, sondern als Kollegen oder Kameraden oder Parteigenossen, kurz als Mitbewohner derselben besonderen Welt“.⁴ Diese „Verschleierungen der Realitätslinie durch die soziale Verallgemeinerung“⁵ haben die formale Struktur einer „metaphorischen Transfiguration“, wie

3 Siehe die restlichen Beiträge in diesem Band.

4 Georg Simmel, „Exkurs über das Problem: Wie ist Gesellschaft möglich?“ In: Georg Simmel, *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Gesamtausgabe*, Bd. 11. Herausgegeben von Otthein Rammstedt. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1992, S. 42-61, hier S. 49-50.

5 Ebd., S. 50.

sie Kunstwerken eigen ist.⁶ Salomon entdeckte sie offenbar auch im Humanismus, der die Realitätslinie durch das geschichtliche „Exemplum“⁷ eines „idealen, kanonischen Seins“ verklärt: „indem er diese vergangene Welt in sich als ein Absolutes aufnimmt, wird sie ihm zur Form, durch die er die Welt erlebt“.⁸

Damit war auch ein normativer Standort gewonnen, von dem aus Salomon den Totalitarismus seiner Zeit analysieren und kritisieren konnte. Wie Karl Löwith und Eric Voegelin entdeckte er die geistigen Wurzeln der Heilsversprechen des Kommunismus, Nationalsozialismus und Positivismus in den neuzeitlichen Fortschrittstheorien und Geschichtsphilosophien, die sich als Säkularisierungen der christlichen Heilsgeschichte erwiesen.⁹ Und ebenso wie Löwith und Voegelin suchte er nach einer Alternative, welche die bereits vorhandene Kritik an diesen neuzeitlichen Theorien und Philosophien – insbesondere die Kritik Jakob Burckhardts – mit Positionen der Geistesgeschichte verknüpfte, die vom heilsgeschichtlichen Denken nicht beeinflusst schienen. Salomon fasste sie in seinen nach 1933 publizierten Schriften unter seinen Begriff des Humanismus, der ihm auch als Maßstab bei seiner Rekonstruktion der Geschichte der Soziologie sowie in seiner Auseinandersetzung mit dem Judentum diente, dem er sich gegen Ende seines Lebens immer mehr zuwandte.

Salomons Studien zu diesen Positionen, deren zeitliches Spektrum von Epiktet über Erasmus und Grotius zu Montesquieu und Tocqueville reicht, sind weit verstreut und seit 1934 in englischer Sprache publiziert. Mit dieser fünfbändigen Werkausgabe liegen sie erstmals gesammelt in einer textkritischen Edition in deutscher Sprache vor. Die Herausgeber haben auf eine ausführliche Einführung bewusst verzichtet. Denn es sind eine autobiographische Notiz Salomons sowie biographische Erinnerungen seiner Tochter Hannah Salomon-Janowski überliefert, die zusammen mit dem Nachruf seines Kollegen und Freundes Carl Mayer ein an Authentizität kaum überbietbares Porträt unseres Autors liefern.

Editorische Richtlinien

Diese Werkausgabe ist keine Gesamtausgabe. Abgedruckt werden sämtliche Texte, die Albert Salomon selbst publiziert hat, ausgenommen kleinere Gelegenheitsarbeiten und Rezensionen. Abgedruckt werden ebenfalls alle Texte, die

6 Arthur C. Danto, *Die Verklärung des Gewöhnlichen. Eine Philosophie der Kunst*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1984, S. 256.

7 Ernst Robert Curtius, *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter*. Bern: Francke 1961, S. 67-70.

8 Salomon, *Der Freundschaftskult des 18. Jahrhunderts in Deutschland*, S. 107 in diesem Band.

9 Karl Löwith, *Meaning in History*. Chicago: University of Chicago Press 1949; Eric Voegelin, *The New Science of Politics. An Introduction*. Chicago: University of Chicago Press 1952.

bereits aus dem Nachlass herausgegeben wurden oder im Nachlass als publikationsreifes Typoskript überliefert sind. Alle nicht abgedruckten Texte werden in der Gesamtbibliographie im fünften Band nachgewiesen.

Die Ausgabe orientiert sich an den editorischen Richtlinien der *Werke in 20 Bänden* G. W. F. Hegels, die Eva Moldenhauer und Karl Markus Michel im Suhrkamp Verlag herausgegeben haben. Sie macht also keine historisch-kritischen Ansprüche geltend, sondern gibt sich damit zufrieden, auf der Basis der überlieferten Quellen im Rahmen des Möglichen einen zuverlässigen Textkorpus zu erstellen. Das oberste Prinzip ist nicht größtmögliche textuelle Authentizität, sondern größtmögliche Lesbarkeit und Verständlichkeit der Texte. Die Texte werden ungekürzt in chronologischer Reihenfolge nach den Grundsätzen minimaler Textkritik und Editionstechnik dokumentiert. Bei mehrmals publizierten Texten kommt die erste Version zum Abdruck.

Zur Textkritik: In einer an die Überschrift des Textes anbindenden Fußnote Ü (Überlieferung) wird die Quelle des Textes angegeben. Bei mehrmals publizierten Texten werden alle Quellen genannt. Bei Übersetzungen werden die Übersetzer in dieser Fußnote vermerkt. Texteingriffe der Herausgeber, die den Text als Ganzen betreffen, werden hier ebenfalls dokumentiert.

Zur Editionstechnik: Die Texte wurden in eine einheitliche Gestalt gebracht, die der aktuellen Rechtschreibung und einem durchgängigen Zitationssystem entspricht. Orthographie und Interpunktion wurden normalisiert und modernisiert, es sei denn, es handelte sich um Zitate aus Texten, die in einer früher geltenden Rechtschreibung verfasst sind. Hervorhebungen durch Sperrung, Fettdruck oder Unterstreichung wurden ebenso kursiviert wie fremdsprachige Worte sowie Titel von Büchern, Buchreihen und Zeitschriften, während Titel von Buch- und Zeitschriftenbeiträgen mit Gänsefüßchen versehen werden. Textfehler wurden stillschweigend korrigiert. Zitate, die Salomon selbst nachgewiesen hat, wurden (soweit möglich) mit der Quelle abgeglichen und (soweit nötig) stillschweigend korrigiert. Ihre bibliographischen Referenzen wurden in einen durchgängig numerisch indizierten Fußnotenapparat (Apparat 1 = numerisch) gebracht, vereinheitlicht und (soweit nötig) stillschweigend korrigiert und ergänzt. In diesem Fußnotenapparat wurden auch die sonstigen Verweise bzw. Kommentare Salomons dokumentiert. Ergänzende Verweise oder Kommentare der Herausgeber erscheinen in eckigen Klammern. Zitate, die Salomon nicht selbst nachgewiesen hat, wurden (soweit nötig) stillschweigend korrigiert, mit hochgestellten, dem Alphabet folgenden Indices versehen und in einem durchgängig alphabetischen Fußnotenapparat (Apparat 2 = alphabetisch) (soweit möglich) nachgewiesen. In diesem Fußnotenapparat wurden auch sonstige Verweise bzw. Kommentare, die zum besseren Verständnis des Textes sinnvoll erschienen, dokumentiert. Das gilt auch für Texteingriffe der Herausgeber, die eine bestimmte Textstelle betreffen.

Dank

Dieses Projekt wäre ohne die mannigfache Hilfe zahlreicher Personen nicht möglich gewesen. Wir danken vor allem Richard Grathoff, der uns ‚auf diese Fährte setzte‘ und uns seine gesammelten Materialien zur Verfügung stellte, sowie Frau Monika Plessner, die uns ihre Übersetzungen einiger Texte Salomons überließ. Weiterhin danken wir Peter L. Berger, Norman Birnbaum, Dieter Dowe, Jochen Dreher, Dirk Käsler, M. Rainer Lepsius, Thomas Luckmann, Guy Oakes, Guenther Roth, Ilja Srubar, Dirk Tänzler, Arthur C. Vidich † und Gilbert Weiss für ihre tatkräftige Unterstützung. Dorte Huneke hat einige Texte übersetzt, Ute Kowarsch etliche digitalisiert, Monika Mülhausen alle lektoriert, wofür herzlich gedankt sei. Dank auch an Thomas Paulsen, der die altgriechischen Quellen übersetzte. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft DFG (GZ: WA 1668/4-1) hat für die finanzielle Basis dieser Edition gesorgt, wofür wir ebenfalls danken. Die Friedrich Ebert-Stiftung hat dankenswerterweise einen Druckkostenzuschuss für diesen ersten Band zur Verfügung gestellt. Leider erreicht unser Dank die Person nicht mehr, die sich am meisten um das Projekt verdient gemacht hat: Frau Hannah Salomon-Janovski ist im vergangenen Jahr verstorben. Ihrem Andenken ist die Werkausgabe gewidmet.

Im Schatten einer endlosen großen Zeit^Ü

Erinnerungen aus einem langen Leben für meine Kinder,
jungen Freunde und Studenten

Albert Salomon

βέλτιόν με γενέσθαι, εἰάν δὲ γενέσθαι, ὡς τάχιστα ἀπιέναι^a

Obwohl ich dankbar sein muss für großes Glück, viel Schönes und manche Einsichten, habe ich mich doch oft gefragt, ob der Mut, die Ausdauer und die Liebe, deren man bedarf, um dem Widerstand der Welt und den Herausforderungen des Lebens gewachsen zu sein, die Mühe verlohnen. Offenbar habe ich mich dazu entschieden, solche Anstrengung zu bejahen und allen Katastrophen zum Trotz Ja zum Leben zu sagen. In großer Bescheidenheit will ich mir aneignen, was Goethe als Motto vor *Dichtung und Wahrheit* setzte: „Der nicht geschundene Mensch wird nicht erzogen.“^b

Ich hatte das Glück, vielen ausgezeichneten und hervorragenden Menschen zu begegnen, manche Freundschaft zu erwerben, harte Kritik anderer hinzunehmen und mich in Gegensatz zu mir selbst kommen zu lassen. Ich habe nie aufgehört, an mir zu arbeiten, und bin so ein ewiger Student. Mit Dankbarkeit erkenne ich an, was meine Kinder und Studenten für meine Erziehung getan haben.

Ich schreibe diese Erinnerungen nieder, nicht weil ich glaube, dass meine Person oder ein nicht existierendes Werk eine Autobiographie rechtfertigten. Es ist ein Buch des Dankes, dass ich mit offenem Geist in einer Zeit großer Lehrer und eines Reichtums neuer und revolutionärer Ideen und Phänomene leben durfte. Es ist ein Buch des Dankes für das Erlebnis von Leiden, Tod und Katastrophen, die einzigen Maßstäbe für des Menschen Möglichkeit, Niederlagen in

^Ü Unveröffentlichtes Manuskript. Fundort: Sozialwissenschaftliches Archiv, Universität Konstanz.

^a „Auf dass ich besser werde, dass ich aber, wenn ich’s geworden bin, möglichst schnell weggehe.“ (Heraklit)

^b Johann Wolfgang von Goethe, „Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Erster Teil“. In: Johann Wolfgang von Goethe, *Werke. Hamburger Ausgabe*, Bd. 9: *Autobiographische Schriften I*. Textkritisch durchgesehen und kommentiert von Erich Trunz. München: C. H. Beck 1998, S. 7-216, hier S. 7; Erich Trunz, „Anmerkungen.“ In: Johann Wolfgang von Goethe, *Werke. Hamburger Ausgabe*, Bd. 9: *Autobiographische Schriften I*. Textkritisch durchgesehen und kommentiert von Erich Trunz. München: C. H. Beck 1998, S. 640-840, hier S. 641.

Siege zu verwandeln. Das Resultat eines solchen Lebens ist gering. Was zählt, sind Mut, Integrität und Treue, Festhalten an dem als recht Erkannten.

Es ist die Geschichte eines Menschen, in dem Jude und Deutscher zu sein ein dauernder Anlass zum Nachdenken, zu ständigen Neuorientierungen war und eine gesteigerte Sensibilität und emotionale Spannungen zur Folge hatte. Schon früh versuchte ich Montesquieus Idee der *maladie éternelle* als disziplinierende Richtlinie zu verstehen und Selbstglorifizierung und Selbsthass als Jude und Deutscher zu einer Konzeption eines nachklassizistischen Humanum umzuformen.

Am 8. Dezember 1891 geboren, bin ich stolz, aus dem 19. Jahrhundert zu stammen und noch 22 Jahre der vorgroßen Zeit erlebt zu haben. Ich schreibe mit Vorbedacht „22 Jahre“, weil für mich das Unglück mit dem „Panthersprung“ des Kaisers begann: der Herausforderung Frankreichs durch Einmischung in die Probleme Marokkos. Rückblickend gedenke ich mit Verehrung Talleyrands, eines der großen europäischen Staatsmänner, der auf dem Wiener Kongress 1815 verächtlich herabsah auf die jungen Diplomaten Europas, die alles so schön fanden. Er hatte nur einen Satz als Kommentar: „Wer nicht vor 1789 gelebt hat, kennt die Süßigkeit des Lebens nicht.“ Ich habe meinen amerikanischen Studenten den Satz zitiert und 1914 für 1789 eingesetzt.

Die Süßigkeit des Lebens war keine Zeit epikureischer Lust; sie bestand vielmehr in einer unbegrenzten Lust zu lernen und den Horizont zu erweitern, weil man doch ohne Theologie und Philosophie auch Sprachen und Literaturen, den Geist der Menschen, Klassen und Völker nicht verstehen konnte. Meine Eltern waren mehr als großzügig, mich gewähren zu lassen. Ich werde immer in ihrer Schuld bleiben, dass sie es möglich machten, dass ich mir noch so etwas wie eine umfassende Bildung erwerben konnte.

Ich habe immer mit geteilten Gefühlen in meiner Geburtsstadt Berlin gelebt, obwohl ich den Humor und die scharfe Selbstironie der Berliner als lebendigen Geist anerkannte. Als nach 1945 Otto Suhr, damals Bürgermeister von Berlin, hier in New York war und die *New School* besuchte, war ich der einzige Berliner und gebeten worden, einige Worte zu sagen. Ich pries die Eigenschaften des Berliners, die uns in den schweren Jahren doch immer weiter geholfen hatten: die Ironie und den Humor, sich selbst nicht so wichtig zu nehmen oder gar das Leben. Aus einer sehr pessimistischen Grundauffassung des Lebens als Ganzem hatten wir Berliner doch die Vitalität und Vernunft, zum Leben Ja zu sagen. Berliner waren, ohne es zu wissen, immer in der Lage, ihre Niederlagen durch Witz und Ironie in Siege zu verwandeln. Ich erinnere mich an ein Beispiel dieses Humors: Bei der Hochzeit des Kronprinzen stand auf dem Schild einer der Erfrischungsbuden im Mittelweg Unter den Linden: „Unserem Kronprinzen seine Cäcilie gehört nun mit zur Familie.“ Von der Stadt selbst sind mir nur der Wannensee, die Grabstätte Heinrich von Kleists und die Pfaueninsel lieb und wert im

Gedächtnis. Aber sonst bestimmte eine kalte Parvenüpracht das Klima und die wenigen patrizischen Straßen und Privatstraßen, der Tiergarten und das Lützowufer waren nur Oasen in einer militärischen Geschäftsstadt.

Meine Familie war seit 1765 in Berlin ansässig. Niemand wusste, warum sie von Holland nach Pommern und von dort nach Berlin gezogen waren, wahrscheinlich den Geschäften folgend. Meine Großmutter, Anna Salomon, war eine geborene Potocki-Nelken aus Breslau. Ich möchte annehmen, dass die Nelkens Schutzjuden der Potocki waren, die zum polnischen Adel gehörten. Meine Mutter war eine geborene Bunzel aus Hamburg, aber mein Großvater Leopold Bunzel kam aus einer hoch angesehenen Prager Familie und ging als junger Mann nach Hamburg, um sich sein eigenes Geschäft und Leben aufzubauen. Er wurde einer der angesehensten und verehrtesten Kaffeeimporteure und Mitglied der Kaffeebörse. Meine Großmutter Bunzel war auch aus Prag, aus der berühmten Franklfamilie. Sie starb 1896 und ich weiß wenig in meinen Erinnerungen.¹

Meine Einschulung verlief ohne Tränen, aber ich kam weinend nach Hause und wollte dieselbe Religion haben wie mein Kaiser. Darauf hielt man mich für ein Genie. Leider habe ich diese Illusion meiner Familie enttäuscht. Ich wurde nämlich bald danach wegen jüdischen Aussehens von den Jungs der Gemeindeschule verschlagen und allen möglichen Demütigungen ausgesetzt. Ich habe diesen Schock nie vergessen.

Das Reformgymnasium Charlottenburg am Savignyplatz leitete Direktor Zernecke, ein klassischer Gelehrter, der mit Enthusiasmus in der Welt der Griechen lebte. Ich traf ihn zwei Mal im Ersten Weltkrieg wieder; er war Hauptmann der Landwehr. Unter den Lehrern konkurrierte die Rolle des Reserveoffiziers mit der gelehrten Bildung. Niemand hat untersucht, welche soziale Wirkung das Sozialprestige des Reserveoffiziers, diese Erfindung des letzten Kaisers, hatte. Unsere Rabbiner hießen Kroner und Galiner. Kroner erhielt den Roten Adlerorden 4. Klasse (Babel und Bibel). Unter den Mitschülern waren Juden und Christen.

Nach dem Abitur 1910 kam es in Homburg zu einem Zusammenstoß mit dem Kaiser (Judenjunge!).

Die Universität Berlin ist mir unvergesslich. Ich hörte von 7 bis 8 Uhr bei Adolf von Harnack – diesem protestantischen *abbé*, mit dem sich selbst Friedrich der Große gut unterhalten hätte –, der einem untheologischen Auditorium mit eleganter Rhetorik eine enzyklopädische synkretistische Theologie vortrug. Heinrich Wölfflin aus Basel lehrte samstags in dem Barackenauditorium im Kastanienwäldchen. Es verschlug ihm die Stimme, wenn er Bilder interpretierte, die ihm lieb waren: vor allem italienische Frührenaissance. Ein Erlebnis waren

1 Aber ich wünsche hier ein ausführliches Porträt von Leopold Bunzel und seiner Welt einzuschalten. Über die Eltern und die Geschwister meiner Eltern will ich an verschiedenen Stellen schreiben. [nicht nachgewiesen]

Max und Helene Herrmann sowie Georg Simmel. Später lernte ich durch Erich Lichtenstein Siegbert Elkuß und die Gräfin Schulenburg kennen. Sie öffneten mir die Tür zur Welt Wilhelm Diltheys. 1957 traf ich in Sils-Baselgia Dr. Zucker aus Zürich, er war der letzte Assistent in Diltheys Seminar und sprach mit Liebe und Wärme von dem Lehrer und von Vater und Sohn Graf Yorck. Es hat mich immer schwer bedrückt, dass ich hier nichts für Lichtenstein tun konnte, er war ein liebenswerter Mensch und irgendwo von einer Höflichkeit des Herzens, die ganz unmodern war. Simmel ist für mich ein konstitutives Element meines Lebens geworden, im Positiven und Negativen. Er war ein echt philosophischer Geist, sein letztes Buch ist ein großes Buch menschlicher Weisheit und philosophischer Strenge angesichts des nahenden Todes. Martin Heidegger hat im Gespräch mit Hans-Georg Gadamer von der Bedeutung dieses Buches gesprochen.

Ein Erlebnis war auch das Theater: Reinhardt, Brahms, Barnowski. Max Reinhardts impressionistische Aufführungen begeisterten mich, mich faszinierte seine musikalische Konzeption. Seine Regiebücher waren Partituren, seine Proben beim *Ödipus*: „Das muss wie Fanfaren klingen!“ Er konnte uns stundenlang durch den Zirkus jagen, die anderen Regisseure hatten nie diesen Einfluss. Manche Dinge sind unvergesslich: der zweite Teil *Faust*, Nestroys *Freiheit in Krähwinkel*, Shaws Komödien, *Don Carlos*, *Der Prinz von Homburg*, Paul Wegener, Tilla Durieux, Brahms, der Ibsen-Zyklus ... die tiefe Bedeutung für mich, die tiefe Enttäuschung, wenn ich dieselben Stücke nach 40 Jahren hier sehe. Was Musik betrifft, erinnere ich mich an Joseph Joachim und sein Quartett, an die Singakademie, an die Philharmonie, an Arthur Nikisch und die geteilten Gefühle über Ochs' Bach-Interpretation. Meine erste Oper im königlichen Opernhaus war *Mignon*, eine der ersten Rollen von Geraldine Farrar, mit der ich die Erinnerung an ein wenig Dankbarkeit und Anerkennung verbinde. Als ich vor einigen Jahren in der *New York Times* las, dass sie ihren siebzigsten Geburtstag gefeiert hatte, schrieb ich ihr, wie tief ihre Schönheit und Anmut in der Rolle der Mignon mich beeindruckt hatten und dass ich ihr nach einem Lebensalter Dank bezeugen wolle. Ich vergaß natürlich diesen Brief und erhielt plötzlich eine handgeschriebene Note der alten Dame aus ihrem Haus in Connecticut.

An der Universität Freiburg hörte ich bei Heinrich Rickert. Wenn das Philosophie ist ...

Mit Heidelberg verbinde ich zunächst Sascha und Ernst Kantorowicz, Friedrich Gundolf, die *Jahrbücher für die geistige Bewegung*, meine Liebe zu Hugo von Hofmannsthal, Rudolf Borchardts Aufsatz über den Siebenten Ring, Dostojewski. Ich nahm alles sehr ernst.

Ich hoffte, Gundolf, dessen *Shakespeare und der deutsche Geist* 1911 erschien, würde mir seine Freundschaft nicht versagen, wenn ich ihm erklärte, warum ich Stefan George nicht folgen konnte. Aber er gab mich auf als sterilen

und unfruchtbaren Geist, der nur negativer Kritik fähig sei. Es machte mich unglücklich, da ich große persönliche Verehrung für ihn hatte. Friedrich Sieburg begann seine brillante Laufbahn mit einer Hochstapelei. Er kam schön und arm nach Heidelberg und suchte nach Gönnern mit finanzieller Generosität. Er fand Zugang zum George-Kreis, machte ohne Schwierigkeit Gedichtchen, wie sie dort üblich waren, und fand wohl alles, was er dort suchte. Um seinen Erfolg zu vervollkommen, beging er eine kolossale Dummheit. Er fälschte Georges Handschrift in einer Widmung an Sieburg in einem seiner Gedichtbände. Wahrscheinlich sollte ihm diese Anerkennung Georges Tür und Tor bei den bemittelten Freunden des Kreises verschaffen. Aber natürlich war das viel zu plump, wurde entdeckt mit allen Folgen: Schimpf und Schande. Er war dann vorsichtiger: von der *Frankfurter Zeitung* in Paris zu Herrn Abetz daselbst und zur *Frankfurter Zeitung* zurück nach 1945 – die Deutschen sind ein weises und verständnisvolles Volk mit einem schlechten Gedächtnis.

Bei den *sunday afternoons* in der Ziegelhäuser Landstraße 17 erlebte ich Max Weber. Es war etwas Tragisches und Großes an ihm, das zugleich etwas von der Größe, Weisheit und Höflichkeit Don Quijotes hatte, wenn er nicht von seiner *idée fixe* besessen ist. Webers Sicht des Konflikts von Rationalisierung (= Bürokratisierung) und Charisma ist eine typische Konstruktion von extremen Situationen. Seine Ideen über die plebiszitäre Wahl des Reichspräsidenten in Weimar haben die Wahl von Hindenburg und Hitler ermöglicht. Er war weniger weise als Tocqueville. 1926, als Marianne Webers Buch über ihren Mann erschien, schrieb ich einen kleinen Aufsatz über Max Weber, in dem ich ihn als Bourgeoismarxisten charakterisierte. Ich war sehr betrübt, dass Frau Weber sehr ungehalten war. Ich habe immer im Schatten seines und Tocquevilles Werk gelebt. Die ungedruckten Vorlesungen „Social Theory of Revolutions“ sollten ein Zeichen des Dankes sein, es sollte ein Entwurf des Kapitels sein, das Weber nicht mehr schreiben konnte.

Bei den Webers traf ich Emy und Emil Lederer, mit denen mich innigste Freundschaft verbinden sollte.² Emil gilt mein dauernder Dank in treulichem Gedenken. Ich wäre vielleicht nie hier, ohne seinen Glauben an meinen Wert. Jahre intimen Umgangs pflegte ich auch mit Georg Lukács. Auch ihm gilt meine unvergessene Dankbarkeit, aber auch Trauer über den Verfall eines großen Genies: *sacrificio del intelletto* ist nie eine Quelle der *Vita Nuova*.³ Kurze Zeit faszinierte mich Ernst Bloch, unvergesslich seine erste Frau, Else von Stritzky: der Geist der Utopie. Echte Philosophen waren Emil Lask und Erich Frank. Lask war ein neuer strömender Plato, eine neue Idee einer *philosophia perennis*. Frank

2 Porträts beider und ihrer Mutter: Frau Seidler aus Budapest. [nicht nachgewiesen]

3 Mein Papier über L im Anhang. [nicht nachgewiesen]

befasste sich mit der Philosophie der Romantik, mit Kierkegaard, Plato und den Pythagoräern, mit Wissen und Glauben.

In der Ziegelhäuser Landstraße 17 lernte ich auch die Jaspers kennen. Sie luden mich zu sich nach Hause ein. Es war sehr ungemütlich. Ich hatte immer das Gefühl, als Patient bei einem Psychiater zu sein, den ich nicht aufgefordert hatte, mich zu behandeln. Ich sprach enthusiastisch von der Bedeutung von Dostojewskis Werk für meine geistige und emotionale Welt. Karl Jaspers stellte Fragen über diese oder jene Figur oder Situation und meine Interpretation und reagierte nur mit der Bemerkung, dass meine Antworten interessant seien. Er schloss mit einem Satz, der meine Krankengeschichte eröffnete. Mein Vater pflegte zu sagen: Ich mag das kranke Zeug nicht. Später freilich sollte die *Psychologie der Weltanschauungen* (1919) großen Eindruck auf mich machen. Das war ein Weg zu einer Philosophie der Existenz und befand sich in Übereinstimmung mit meiner langsam wachsenden Faszination durch Max Schelers erste Auflagen von *Zur Phänomenologie und Theorie der Sympathiegefühle und von Liebe und Haß* (1913) und *Der Formalismus in der Ethik und die materiale Wertethik* (1913-1916). Jaspers wechselte dann 1921 zur philosophischen Fakultät. Sein erstes Seminar war angezeigt als Philosophie der Religion. Als er die Vortragsthemen verteilte, regte er an, über die Epilepsie von Jesus, die Schizophrenie von Jesaja und andere Geisteskrankheiten bei anderen Stiftern und Propheten zu referieren. Da wurde ich einmal frech und fragte: Er habe uns eingeladen, über Philosophie der Religion zu arbeiten, aber was er anregt, sei die Pathologie der Religion. Darauf sagte er in seinem spitzesten Tone: Ich behaupte doch, ein Schüler von Max Weber zu sein, der immer betonte, nichts sei zu klein und irrelevant für wissenschaftliche Analyse, es habe immer Platz im Ganzen. Da wurde ich sehr ärgerlich und sagte wörtlich: „Ja, das setzte Weber in seine Bücher, aber in der Praxis war er mit nichts Geringerem beschäftigt als dem Wirken des kapitalistischen Geistes und was man gegen Marxens Kritik des Kapitalismus und dessen historischen Determinismus tun könne.“ Das war das Ende meiner Beziehung zu Jaspers. Ich bin fest überzeugt, dass er seinem Freund Weber keinen Dienst erwies, als er ihn zum Philosophen machte. Weber selbst würde das negiert haben. Aber Jaspers machte aus der trotzigen Verzweiflung und dem heroischen Sieg gegen alle Niederlagen, die Webers Größe ausmachen, seine eisgekühlte Philosophie. Trotzdem: Ich war sehr beeindruckt, als das kleine Buch *Vernunft und Existenz* (1935) erschien. Was aber heraus muss, ist, dass Jaspers niemals anerkannt hat, dass er durch Erich Frank auf Kierkegaard gelenkt wurde. Dies war eine Wendung in seinem Leben, und Treue zu meinem toten Freund und *moral taste* zwingen mich, das festzustellen. Vielleicht hat der Herr Jaspers dazu etwas zu sagen.

Es war eine Ehre, von Ernst Robert Curtius eingeladen zu sein, mit ihm Plato zu lesen. Er lebte am Schlossberg 3 bei zwei liebenswerten alten Jungferlein, die Reiffel hießen und von Natur mütterliche Tanten waren. Sie behandelten ihre Mieter wie Kinder. Herr Dr. Curtius amüsierte sich sehr, aber genoss es. Eines Tages reiste er plötzlich nach Straßburg, seine Großmutter (ich glaube die Witwe des großen Historikers) war gestorben. Ich wusste, dass er sehr an dieser Frau gehangen hatte und sandte ihm spontan ein Zeichen des Gedenkens. Ich erhielt den Brief sofort zurück, mit der erzieherischen Bemerkung, dass es mir nicht zustehe, mich ihm so nahe zu dünken. Es tat weh, er hatte wahrscheinlich Recht.

1912 (oder 13) waren Lederers, Lukács, Gustav Radbruch und ich auf die abenteuerliche Idee gekommen, etwas für die ästhetische Zukunft des Films zu tun und regelmäßig Kritiken in der Heidelberger Tagespresse zu veröffentlichen. Die Sitzungen, die wir mit den Besitzern der Kinos und der Zeitungen hatten, waren selbst eine Filmkomödie. Es gab damals noch keine deutschen Filme. Amerikanische, französische und italienische erinnere ich, besonders einen italienischen, *Quo Vadis*, der in seiner Theatralik vollkommen komisch wirkte; filmisch überzeugend waren nur das Gähnen und das Schweifwedeln der Löwen. Aber es gab die ungezählten Fortsetzungen französischer Detektiv- und Mörderdramen, sodass man die Kinobesuche planen konnte. Ich glaube, dass unsere Wochenkritiken, die das Produkt kollektiver Diskussionen waren, den Besitzern der Kinos und Zeitungen unwillkommen waren und dass sie nach sechs Monaten die Scheu vor den Universitätsleuten überwandten und uns die Freikarten abnahmen. Schon damals habe ich leidenschaftlich an die großen Möglichkeiten des Kinos geglaubt, das Pathos des gewöhnlichen Lebens darzustellen, die Kleinigkeiten, die eigentlich den Sinn des Lebens deutlicher machen als Haupt- und Staatsaktionen. Eine Blume ohne ‚Anlass‘, das Verschweigen eigenen Leides, die Frau oder Mutter zum Essen einzuladen, es gibt so viele Möglichkeiten, durch die Imagination des Herzens an den Freunden und Nächsten Zugetanheit und scheue Liebe zu üben. Die großen Leistungen des Kinos stehen den Traditionen des Dramas, der Tragödie, auch des Kammerspiels und des Romans entgegen. Das Wort ist nicht mehr das Medium des literarischen Werkes, aber die sinnliche Realität der Menschen, ihre Art, sich zu halten, ihr Gehen, Schwimmen, Marschieren, ihr Sprechen, der Ton, die Melodie, der Rhythmus eines Dialogs kann vom Körperausdruck Lügen gestraft werden. Der sinnliche Ausdruck als Schein, Wirklichkeit, Symbol kann neue Gelegenheiten schaffen, den Platz des Menschen im Kosmos und im Tierreich der Natur zu erleben. – Nur Georg Lukács ist noch am Leben.

Fräulein Mina Tobler, Musikerin und Schweizerin, hat mich immer aufs Tiefste beeindruckt, obwohl ich sie nie kennen lernte. Aber es war etwas von Wölfflins Integrität und spontaner Schönheit um sie. Sie half Weber bei seinen

musikalischen Arbeiten. Ich gedenke gern des edlen Herrn von Bubnow, der russischer Sprache und Literaturverwalter war, ein Mann von großer Sensitivität und Höflichkeit des Herzens, und Willi Salomon-Calvi, ein Vetter meines Vaters, Geologe mit Goetheschem Blick auf die Gesteinswelt im Flusse, ein schöner und irgendwo naiver Mensch, der sich auf einer Forschungsarbeit in Bergamo in die Tochter des Bürgermeisters verliebt hatte und sie heiratete. Sie muss einmal sehr schön gewesen sein und war noch immer eine sehr interessante und sehr künstlerische Frau. Ich war dem jüngsten Sohn Otto zugetan, der, wenn ich mich recht erinnere, in Italien einem geistlichen Orden beitrug. Sie waren natürlich katholisch. Mein Jugendfreund Gert Lütken bleibt mir ebenfalls in treuem Eingedenksein, nicht anders als Max Freiherr von Waldberg, mein Lebensretter; er bat mich, Soziologe oder Philosoph zu werden, da er meine Arbeit nicht annehmen würde. Der Freundschaftskult (methodische Probleme der Sentimentalität) ist ein Thema, das mich noch heute bewegt und von dem ich mich nie mehr werde lösen können. In katholischen Ländern gibt es zwei Wege: den von Erasmus und François de Sales: *amare magis quam scire*; und den von Loyola: *gratia lacrimarum*. Aber ich sehe nicht die Quellen für die puritanische Empfindsamkeit. Es sind da ästhetische Züge im Werk Shaftesburys (*moral taste*), die zum *moral sentiment* bei Francis Hutcheson und Adam Smith führen.

Allein, ich hatte so viele Jahre hinter die Kulissen der akademischen Welt gesehen, dass ich keine Illusionen hatte über die menschlichen Qualitäten der Universitätsgesellschaft, die sich als Elite und Nabel der deutschen Welt fühlte, die sich todernst nahm – und da gab es soviel Präention und Schein und Ehebrüche und Scheidungen und einfache Vulgarität. Als ich in den Krieg ging, war ich entschlossen, nicht in diese Welt zurückzugehen. Sie war nicht besser als die Welten des Theaters, der Oper, der ausübenden Musiker: Eitelkeit, Selbstbespiegelung, Prestige und Geist der Konkurrenz.

Den letzten Abend, bevor wir uns bei der Truppe stellten, verbrachte ich mit Gert Lütken. Als ich Abschied von Lukács und Bloch im Häberlein nahm, machten sie sich über mich lustig; ich stand auf: „Man kann sich von einer Leidensgemeinschaft nicht ausschließen!“

Im August 1914 rückte ich beim Reservezug Abt. 3 in Spandau ein. Von Oktober bis Dezember 14 diente ich im Reservefeldlazarett 73. Die Ärzte waren Juden und Christen, es herrschte Antisemitismus, vor allem den chassidischen Juden gegenüber. Am 8. Januar 1915 kam ich zur Gardekavallerie-Schützen-division, wo ich Fritz Solmitz kennen lernte, der von den Nazis ermordet werden sollte. Eine Beobachtung, die ich 1919 auf einer Gesellschaft machte, war der Ansturm aller Schattierungen von Juden auf die Beamtenkarriere: zionistische, orthodoxe, agnostische, liberale. Vielleicht wäre es unserer Charakterstärke und der Integrität unserer Existenz ganz dienlich gewesen, wieder im Ghetto zu le-

ben; dann hätten wir uns nicht der Illusion darüber begeben, dass sich irgendetwas in unserer sozialen Lage gebessert hätte.

Nach der Verarmung durch Krieg und Inflation musste ich mit meinem Studium zu einem raschen Ende kommen. Im Mai 1921 wurde ich in Heidelberg von Lederer, Eberhard Gothein, Gerhard Anschütz und Rickert promoviert. Ich weiß heute nicht einmal, was ich als Arbeit vorlegte. Mannheim zitiert meine Arbeit als Freundschaftskult des Humanismus. Das war also ein kleines Einleitungskapitel. Was ich wirklich schreiben wollte, war eine soziologische Analyse wechselnder emotionaler Attitüden in ihren Funktionen: ästhetische geschmäckerliche Bande in einer aristokratischen Gesellschaft von Gentlemen – *moral taste*: Shaftesbury und dagegen die Intensität persönlicher Liebe und Freundschaft unter einem Horizont revolutionärer Infragestellung aller Werte, die nur in der gegenseitigen Bindung neu erlebt und gedeutet werden. Dies ist die neue Sturm und Drang-Emotionalität: gegen statische Ästhetik, für Selbstbesinnung in gegenseitiger Hingabe – und diese als höchsten Wert erkennend: Liebe als schöpferischer Akt. Diese neue Attitüde strömt ein in die Romantik als ein konstitutives Element von Erkenntnis und Phantasie. Von den Schlegels und Brentanos führt eine direkte Intention zu Schellers Konzeption des kognitiven Wertes der Liebe, der Modalitäten der Sympathie und des metaphysischen Wertes des Enthusiasmus. Ich hoffe, dass Schüler von mir einige meiner Ideen und Anregungen aufnehmen werden.

Was meine Promotion Karl und Julie Mannheim verdankt, kann ich nicht ausdrücken. Beide schenken mir Wärme und Herzlichkeit, eine Güte und Liebe, die immer bereit war und immer Zeit für mich hatte. Es war ein großer Schmerz meines Lebens, dass wir über die Aufgaben der Soziologie grundverschiedener Meinung waren. Karolyi war über meine theoretisch-kontemplative Haltung so unglücklich wie ich über seine pragmatisch-politische. Aber ich möchte hier für die Leser klar und deutlich sagen und für Herrn und Frau Keckemeti, dass ich mit Trauer und Schmerz der großen Liebe gedenke, die Julicka und Karolyi mir so strömend und besorgt gaben. Er hat in London Alvin Johnson gezwungen, mich zu akzeptieren, und auf New York verzichtet.

Die Jahre nach dem Doktorexamen waren durch Inflation und Deflation geprägt. Es waren Jahre des unsicheren Tastens, die ich der kaufmännischen Arbeit widmen musste, um Geld zu verdienen. Ich sage meinen Studenten immer, dass man Soziologie nicht von Buch zu Buch lernen kann, man muss viele soziale Welten durchschritten haben, um mit Erstaunen zu sehen, wie verschieden sich die Menschen zueinander verhalten, wie verschieden sie in ihrer Sexualauffassung sind, was sie als Güter der Welt einschätzen und wie sie dies tun, was Prestige bringt und was Verachtung. Es war also gut, als gewöhnlicher Soldat gedient und mit Erstaunen erkannt zu haben, wie klein und abstrakt die Welt der gebildeten

Gesellschaft mit ihren Sorgen und Fürsorgen war. Dieses Erlebnis hat mich eigentlich zum Soziologen gemacht, wenn ich überhaupt so genannt werden kann.

Ich habe solch praktische Soziologie weiter gelernt, als ich einfacher Buchhalter bei Lipmann Wulf war, einer der feinsten Privatbanken – im Hause der *Frankfurter Zeitung* in Berlin, Potsdamer Straße. Wenn man liest, was Simmel in der *Philosophie des Geldes* über Inflation schreibt, wissen wir, die wir die Inflation durchgemacht haben, dass man solche Phänomene eben nicht aus Büchern lernen kann. Wir arbeiteten in den letzten Tagen der Woche bis 2 oder 3 Uhr morgens, um die wöchentlichen Zinseszinsen der Kunden zu berechnen, um wenigstens irgendeinen Damm gegen die tägliche Geldentwertung zu errichten. Wir erhielten wöchentlich Gehalt, die Mädchen kauften sofort Konsumwerte, oft waren es nicht mehr als zwei Billette der Elektrischen Bahn. Es war ruinös für den größten Teil der Mittelklassen, die kein Grundeigentum oder keine Devisenerlaubnis hatten. Es waren gespenstische Zeiten, ich weiß auch nicht, wie lange ich dort war, doch das Bankhaus war eines der ersten Opfer der Deflation. Es traf einen Mann, der getan hatte, was wohl andere Kollegen auch praktizierten, nämlich Wertpapiere von Kunden als Deckung für eigene Käufe zu geben. Er hatte nichts von der bevorstehenden Konvertierung gehört und erschoss sich in seinem Büro. Ich war im Nebenzimmer [...].^c

In einem der Inflationsjahre war ich nach Rügen unterwegs und musste übernachten, weil das Schiff nur einmal am Tag fuhr und ich es versäumt hatte. Am nächsten Mittag war der Speisesaal überfüllt und ich musste eine einzelne Dame bitten, ob ich an ihrem Tisch essen durfte. Wir kamen ins Gespräch. Sie hatte lange mit ihrem Mann in Brasilien gelebt und erzählte interessant von seinen Arbeiten. Er war Ingenieur und sie hatte ihn auf seinen Reisen begleitet. Ich verabschiedete mich nach der Mahlzeit und packte noch meinen Koffer. Der Dampfer hatte Verspätung. So ging ich in ein nächstgelegenes Café, um die Zeit zu vertreiben. Da das Lokal leer und nur die Dame als einziger Gast da war, wäre es töricht gewesen, mich nicht an ihren Tisch zu setzen. Wir plauderten und plötzlich füllte sich das Café mit Reisenden aus Berlin, die auch das eine oder andere Schiff nehmen wollten. Darunter war eine kleine hässliche Frau, die mit Juwelen und anderem Schmuck behängt war. Dem Aussehen nach hätte sie eine Jüdin sein können, oder so, wie sich Deutsche Juden vorstellen. Plötzlich sagte meine Bekannte: „Sehen Sie mal, diese scheußliche Jüdin!“ Ich fasste mich eine Sekunde und antwortete: „Sie haben ganz recht: Die Dame ist hässlich und ohne Geschmack und Takt. Man läuft nicht so herum wie ein geschmückter Ochse. Ich wollte Sie nur darauf aufmerksam machen, dass ich auch ein Jude bin.“ Antwort der Dame: „Sie belieben zu scherzen!“ Darauf ich: „Mir ist nicht nach

^c unleserlich

Scherzen zu Mute und ich würde Ihnen empfehlen, Juden nicht nach den unerfreulichen Exemplaren zu beurteilen! Ich male das Bild der Deutschen auch nicht nach den besoffenen Farbe tragenden Studenten im Rinnstein. Ich darf mich empfehlen.“ Alle Minoritäten sind den Bildern ausgesetzt, die Majoritäten oder andere Minoritäten von ihnen haben, gewöhnlich negative Bilder, die nicht aus persönlicher Erfahrung stammen, sondern aus der Erziehung zu Vorurteilen, denen wir alle ausgesetzt sind seit unserer Erziehung in der Familie, Schule, Kirche, akademischen Verbindung, Armee, dem Klub und dem Beruf.

Damals war ich auch für kurze Zeit in Davos. Dort traf ich einen reizenden und kultivierten Bruder der *Societas Jesu*. Wir rückten unsere Liegestühle zusammen und konnten uns gut unterhalten, vor allem abends nach dem Diner, wenn niemand sonst in die Liegehalle kam. Wir sprachen oft von den Folgen, die rein politische oder militärische Ereignisse auf das geistige Leben und die religiösen Gesittungen gehabt hatten. Ich sagte ihm, wie sehr ich innigst davon überzeugt sei, dass Luthers echt Augustinisches Erlebnis von den deutschen Fürsten missbraucht worden war, um den ungeheuren Machtzuwachs ihrer Staaten durch eine Säkularisierung des Kirchenbesitzes und des Eigentums der Orden und Klöster zu vollenden. Er war überzeugt, dass das deutsche Unglück schon mit dem Sieg des Arminius im Teutoburgerwald begonnen hatte. Ein römisches Deutschland wäre besser christianisiert worden im Geiste der Kirche und ihres Rechts. Es wäre noch immer so viel dunkles Paganes in den Norddeutschen. Ich hatte oft katholische Studenten, die in Schulen der Jesuiten erzogen worden waren. Sie waren immer über meine Interpretation von Loyolas *Exercitia spiritualia* (1548) erstaunt, dass die Mitglieder des Ordens zwei Wochen übten, während sie als Laien nur ein und eine halbe Woche übten. Ich glaube immer noch, dass Loyola einer der größten Christen war, und dass er – obwohl er selbst sehr negativ von Erasmus sprach – ein nachlutherscher Erasmus war, der dies Unglück durchaus rückgängig machen wollte.

Nach der Lehrzeit in der Bank nahm mein Vater mich Widerwilligen widerwillig in sein Geschäft. Es hätte ganz interessant sein können, aber ich wollte offenbar kein Geschäftsmann werden. Mein Vater war Importeur von Lammfellen für die Handschuhfabrikation. Ich erinnere mich gut an die Brüder Meyer aus Guben, die jetzt in Gloversville sind, und an Otto Jahn aus Brandenburg. Mein Vater kaufte die Waren in Spanien, Algerien, Serbien, Bulgarien. Er war einmal in Nischnij-Nowgorod, wie das damals hieß. Er war einen Großteil des Jahres auf Reisen und ein Sprachgenie, wodurch er das Einkaufsgeschäft revolutionierte. Er kaufte direkt von den Schlachtern und brauchte auf diese Weise nicht die Profite der großen Handelshäuser zu zahlen. Die Konkurrenten versuchten es ihm gleichzutun. Er war dauernd von Beobachtern umgeben, die seine Abreise den Konkurrenten meldeten, welche ihm dann nachreisten und versuchten, ihm

zuvorzukommen. Im ersten Krieg war er Zivilbevollmächtigter irgendwo in Rumänien oder Bulgarien und wurde natürlich vom Lokalkommandanten zur Weihnachtsfeier eingeladen. Mir ist das erinnerlich, weil mich der Toast des Offiziers so beeindruckte: „Unser Herr Jesus Christus, hurrah, hurrah, hurrah!“

Ich war mit meinem Vater in Spanien. Da waren Schlachter, die mit Kreuzen den Vertrag gegenzeichneten. Sie waren treu wie Gold! Wenn Konkurrenten 24 Stunden früher kamen und 8-10 % mehr boten, wurden sie abgelehnt. Ich habe Madrid nicht gesehen, aber Pamplona, Burgos, Valladolid, Zaragoza, Barcelona und Salamanca, eine unversehrte mittelalterliche Stadt mit einer Brücke, deren Pfeiler noch aus römischen Zeiten stammen. Es war der Platz, wo Cisneros lehrte, Loyola studierte und sich über den Geist des Erasmus wunderte. Vor Luthers Sieg und der Zerstörung der Einen christlichen Welt waren viele spanische Theologen Anhänger des Erasmus. Sie hatten dafür ein besonderes Wort geprägt: Erasmista und Erasmismo.

Als Selbstinterpretation lässt sich festhalten, dass ich durchaus zu dienen fähig war, aber auf Unabhängigkeit Wert legte. Ich hatte Mut, war zu Enthusiasmus, Hingabe und Zähigkeit fähig, hatte aber keinen ökonomischen, sozialen, akademischen Ehrgeiz, keine Ziele. Bei meiner *naïveté* grenzt es ans Märchenhafte, dass ohne solche Bestrebungen viel Gutes herauskam, nicht weil ich es verdiente, sondern weil ich Freunde hatte.

Ich gab mir nicht die Mühe, Kaufmann zu werden. Ich benutzte die Abende, um für mich selbst zu arbeiten: Weber zu studieren und mit Ergriffenheit das Buch von Marianne Weber zu lesen, das 1926 erschien. Ich glaubte, die Intention seines Geistes zu verstehen. Die Lebendigkeit des Geistes, das Wunder, dass Menschen sind, die das Unsagbare zu verstehen und in Begriffen und Aussagen zu konzipieren suchen. Den immer neuen Aufbruch, den Fluss des Bewusstseins, die Konkretheit des Menschen in der Geschichte, das Für-Mit-Gegeneinandersein der Menschen zu begreifen faszinierte mich. Obwohl ich wusste, dass dies eine asketische Lebenshaltung und Armut erforderte, glaubte ich, nicht anders zu können. Ich arbeitete lange Zeit an meinem „Weber“, der 1926 in Rudolf Hilferdings Zeitschrift *Die Gesellschaft* veröffentlicht wurde. Ich drucke ihn hier ab, da die Zeitschrift 1933 in Deutschland gänzlich vernichtet wurde.

Als Marianne Webers Buch erschien, fragte mich Lederer, der damals in Berlin war, was ich von der Darstellung Max Webers hielt. Ich sagte: Ich finde es erhaben, dass sie den philologisch geschulten Leser fühlen lässt, dass Max Weber eine andere Frau liebte. Lederer wurde ganz blass und erzählte mir die Geschichte, von der ich keine Ahnung hatte. Es ist eben gut, als Soziologe auch Philologe zu sein. Diese Überzeugung hat sich mir in den nächsten 40 Jahren nur verstärkt. Sprache – Kommunikation: Durch das Wort allein etabliert sich sozialer Zusammenhang. Realität des Menschen ist Teilhaben am Geist. Tiere haben

eine pragmatische Vernunft ihrer Instinkte, weiser und klüger als die Mechanismen menschlicher Vitalität. Aber wie sehr wir durch die List der Vernunft unsere vitalen Tendenzen korrumpieren, wie sehr wir das Tierreich degradieren, wir können es auch transzendieren. Gegen allen Idealismus glaube ich doch, dass es eine Transzendenz in der totalen Immanenz gibt. Die großen Möglichkeiten einer Philosophie der Existenz, die sich selbst in der Selbstinterpretation überschreitet, scheinen mir unabweisbar.

Als mein Aufsatz über Max Weber veröffentlicht wurde, war Hans Simons Direktor der Hochschule für Politik. Er war der Ansicht, ich könnte Dozent werden. So gab er meinem Leben Richtung und öffnete mir den Weg für eine Tätigkeit, die mir sinnvoll erschien. Ich lehrte von 1926 bis 1931 an dieser Hochschule, die politische Erziehung für die Weimarer Republik erstrebte und an eine lebendige Auseinandersetzung mit Gegnern von rechts und links glaubte. Dass mich das Leben mit ihm und seiner Frau Eva zusammenführte, dass ich viele Jahre seine Freundschaft – einschließlich harter Kritik, wie es unter Freunden sein soll – genoss, habe ich und will ich immer als ein großes Glück betrachten. Sein Genie war nicht ohne Tragik, sein Ehrgeiz und seine Vorstellung vollkommener Leistung führten zu einer dauernden Unbefriedigtheit mit seinen Erfolgen. Ich hoffe immer noch, dass er einmal seine überströmend reichen Gedanken zur Weltpolitik, zum Problem der Diplomatie im Zeitalter der UNO, zur Philosophie der Hilfe für unentwickelte Teile der Welt schreiben wird. Was Eva Simons mit ihrer menschlichen Wärme und musikalischen Intuition durch all die Jahre gewesen ist, kann ich nicht darstellen. Sie machte mich glücklich, als sie meinen Sohn für die Konzerte der *New School* trainierte und ihn lieb gewann.

Ich erinnere mich, wie Präsident Butler von der Columbia-Universität die Hochschule besuchte. Wir wurden alle vorgestellt und berichteten über unser Arbeitsgebiet. Ich sagte ihm, dass ich amerikanische Demokratie durch Tocqueville lehre. Sehr herzlich wurde meine Beziehung zu Theodor Heuss, dessen Frau eine gute Freundin von Alice Salomon war. Von Friedrich Naumann fühlte ich mich nicht besonders angezogen, aber die liberale Humanität von Heuss, in dem der Geist der Paulskirche lebendig war, habe ich immer verehrt. Ich war glücklich, dass er sich meiner genau erinnerte, als er als Bundespräsident hier war.

Simons hatte ich durch Hilferding kennen gelernt. Ich war seit der Ermordung Walter Rathenaus 1922 Mitglied der Sozialdemokratischen Partei gewesen. Es war damals und ist noch heute meine Überzeugung, die ich dem Präsidentschaftskandidaten Adlai Stevenson 1952 mit folgenden Worten schrieb: „We have to be liberal in order to be conservative.“ Ich erinnere mich nicht mehr, was ich in der Partei tat. Die Beziehung zu Rudi Hilferding wurde eine tiefe und schmerzliche Freundschaft. Er war ein Hamletcharakter. Einerseits hatte er Geist, Witz, Sensibilität. Wir führten unvergessliche Unterhaltungen im Tiergarten über

die Schamlosigkeit der Wagnerschen Musik, die darin bestand, die Geilheit und die Ekelhaftigkeit der teutonischen Verruchtheiten – Betrug, Gier, Verrat, Lüge – zu spiritualisieren. Andererseits war da seine Faulheit und seine Verachtung der meisten Mitglieder der Reichstagsfraktion. Er war weder Staatsmann noch Parteibonze. Er war ein großer Denker; ich würde nicht einmal sagen: Gelehrter. Ich war krank wegen seiner Vertrauensseligkeit und seines Glaubens an die Zuverlässigkeit der Herren im Reichsfinanzministerium oder seines Freundes Heinrich Brüning. Er stellte mich einmal Léon Blum vor. Aber 1931 war ich schon so desillusioniert von der Politik der deutschen und französischen Sozialdemokratie, dass ich mit Blum nur über Stendhal redete, dem er ein Buch gewidmet hatte. Die Parteibürokraten waren wütend.

Als Hilferding 1928/29 Finanzminister im letzten Kabinett Müller war, bat er mich, die *Gesellschaft* – das wissenschaftliche Organ der Partei – herauszugeben. Obwohl ich die Stelle an der Hochschule hatte, widmete ich dieser Aufgabe sehr viel meiner Zeit und Begeisterung, ohne Hoffnungen, weil ich völlig desillusioniert war wegen der inneren Schwäche einer saturierten Parteibürokratie, die von Marx' *Kapital* lebte, und wegen Hilferdings Freundschaft mit Brüning und seinen Glauben an Taktik, wo alles auf Strategie ankam. Gegen alle äußeren Umstände wollte ich unter den jungen Leuten eine Elite von Radikalen sammeln, die allen Parteien zeigen konnten, dass der Geist von Marx nicht mit den Marxisten war. Es war eine große innere Genugtuung, solche radikalen Denker außerhalb der Partei zu finden und Menschen zu entdecken und zu publizieren, die von da an große Karrieren gemacht haben: vor allem Herbert Marcuse, Eckart Kehr, Walter Benjamin, Hans Speier, Hajo Holborn, Hannah Arendt. Glücklicherweise war ich über die Hilfe, die ich von Ernst Fränkel und Franz Neumann erfuhr. Ich war stolz darauf, den Konservativen zu demonstrieren, dass wir genauso wenig Respekt vor Emil Ludwig hatten wie sie, oder eine Sammelnummer gegen die Schwächung des radikalen Denkens durch Mannheims *Ideologie und Utopie* herauszubringen. Man sagte mir, dass unsere Zeitschrift den Respekt und die größte Aufmerksamkeit der Professoren und Studenten der Universitäten – nicht nur in Berlin – errang. Otto Bauer sagte einmal in meiner Gegenwart zu Hilferding, dass er mich die *Gesellschaft* hätte weiterführen lassen sollen. Das war das einzige Mal, dass ich Rudi wirklich sehr ärgerlich sah: Was an seiner Herausgeberschaft schlecht sei? Ich wäre auch nicht besser gewesen als er.

1931 lud mich Hans Staudinger, ein alter Freund aus Heidelberg, ein Staats- und Verwaltungsmann großen Stils, der die Sozialisierung der Preußischen Elektrizitätswerke musterhaft durchgeführt hatte und nun Staatssekretär im Preußischen Handelsministerium war, zu einer Besprechung. Er plante universitätsartige Hochschulen für die Lehrer an den Berufsschulen, die seiner Jurisdiktion unterstanden. Solche Berufspädagogischen Institute sollten den technisch spezia-

lisierten Lehrern einen weiteren Blick vermitteln für die universalen und historischen Probleme der Welt und ihnen damit implizit kritische Werkzeuge gegen den Nationalsozialismus geben. Mich als Soziologen wollte er nach Köln schicken, wo eine dieser Schulen vorgesehen war. Aber ich sollte nicht primär Theorie unterrichten, sondern politische Soziologie, Klassentheorie in der modernen Gesellschaft usw. Ich begrüßte die Idee aus verschiedenen Gründen. Es war Zeit für mich, aus dem Elternhaus zu verschwinden und einen eigenen Hausstand zu gründen. Obwohl ich aus eigener Erfahrung nicht optimistisch war, dass man als Lehrer viel gegen die radikalen Elemente unter den Studenten ausrichten könne, war ich bereit zu gehen.

Meine Voraussage war ziemlich akkurat gewesen. In der Fakultät und unter den Studenten waren mehrere offene Nazis, die meisten hielten sich bedeckt. Es waren nur wenige, ältere Herren, die aufrichtig der Republik anhingen. Es war ganz eindrucksvoll, dass einige der besten Studenten radikale Nazis waren, und wir hatten lebhaft Diskussionen über Nation, Sozialismus, radikale Demokratie und die große Leistung der Republik und der Sozialdemokratie für Deutschlands Wiederaufbau. Aber es war ganz gleichgültig, ob man erfolgreich war und sie im Augenblick überzeugte. Sie waren dogmatisch festgelegt und nicht willens zu argumentieren, nur zu überreden. Aber sie hatten mich gern und als ich von der Polio genes, kamen sie in ihren braunen SA-Uniformen nach ihren Übungen im Stadtwald zu mir Tee trinken. Robert Heiss, ein mutiger unerschrockener Anti-Nazi, wurde in Köln mein Freund. Er brach die Beziehung ab, weil er nicht verstehen konnte, dass ich nach dem Tode meiner Mutter und meines Bruders, die ich nicht mehr retten konnte, keine Lust verspürte, nach Deutschland zurückzukehren. Dies waren die guten Deutschen.

Als ich Weihnachten 1931 auf Urlaub zu Hause war, sah ich Hilferding das letzte Mal. Ich erzählte ihm, wie viele intelligente und sophistische junge Nazis ich unter meinen Studenten hatte. Ich sagte ihm, wir könnten den Nazis noch den Wind aus den Segeln nehmen, wenn wir ihnen erzählten, was die Partei für die Mittelschichten getan hatte und wie schwer und tapfer es war, ohne Rhetorik echt national zu sein. Ich kann seine Antwort nicht vergessen. Er sagte: „Das ist Musik.“ Ich antwortete: „Wenn wir die Musik nicht machen, werden die Massen der Militärmusik nachlaufen.“ – Nein, ich sah ihn noch einmal im Januar 1933. Er besuchte uns, hielt politische Versammlungen ab und schrieb nach seiner Rückkehr nach Berlin: „Die Krise ist vorbei, alles wird nun befriedigend vor sich gehen.“ Sein Tod 1941 und die Umstände, die ihn umgaben, sind eine offene Wunde in meinem Leben. Das Ende war nicht nötig, seine Trägheit und der verhängnisvolle Einfluss von Rudolf Breitscheid paralyisierten ihn. Er hatte vier Pässe, die französische Präfektur war sehr wohlwollend. Trotz allem konnte er sich nicht zur Flucht aufraffen. Ich habe Rose Hilferding hier gesehen und ihr in